

# Illustriertes Erzgebirgisches Sonntagsblatt

## Tageblatt Annaberger Wochenblatt Hauptzeitung des Obererzgebirges



## Daniel Volkmanns seltsame Geschichte

Eine humoristische Historie von anno 1550 von Oswald Rathmann.

Keiner hats glauben wollen, was der Daniel beim Leutgeb erzählte, und doch solls buchstäblich wahr gewesen sein, sonst hätte er wohl nicht davon gesprochen. Der Daniel flunkerte gern ein bißchen, übertrieb leicht, machte aus einer Mücke einen Elefanten, und galt daher als ein großer Maulheld. Ihm genügte es nicht, immerlos nur von Berggeistern zu erzählen, die ihm erschienen waren im dunklen Schacht, er wollte nicht nur sprechen von Grubenunglücken, die er erlebt, und von seltsamen Entdeckungen, die er gemacht im Schoße der Erde. Das ermüdet auf die Dauer, keiner hört mehr hin, und die ansonsten sehr freigebigen Bauern knöpfen den Beutel zu, wenn immer wieder dieselbe Geschichte vorgetragen wird.

Diesmal sollte es anders kommen. Ganz große Augen machten sie, als der Daniel davon sprach, daß er von Wölfen überfallen und so wunderbar errettet wurde. Das ließ sich hören, und wenns auch nicht zu glauben war, gut erfunden hatte er die Historie doch, sie trug dazu bei, die Zeit angenehm zu überbrücken und ein feines Gruselgefühl zu erregen, und das war schließlich der Zweck der Geschichte. Es ist leider niemals festgestellt worden, ob der Daniel Volkmann gelogen hat oder nicht, nehmen wir an, daß er tatsächlich eine so närrische Begegnung gehabt hat, und freuen wir uns mit ihm, daß er mit dem Leben davon gekommen ist, denn sonst hätten wir ja nie die Gelegenheit gehabt, uns darüber zu amüsieren, und das wäre doch recht bedauerlich.

Kälte hatte der Januar des Jahres 1550 mit sich gebracht, daß es einem erbarmen konnte. Und mit der Kälte

stellten sich all die üblen Folgen ein, die wir zum Teil auch heute noch kennen. Zum Teil nur, denn das größte Uebel damaliger Zeit, die Wölfe, gibt es nicht mehr im Erzgebirge, und das ist gut so. Damals aber, da zogen sie noch in Scharen durch die Wälder, fielen Menschen und Tiere an, wurden zur Landplage, und bereiteten dem

Gebirgler manche schwere, gefährvolle Stunde. Ein Treffen auf die blutdürstigen Bestien war immer ein bedeutungsvolles Ereignis, ging oft nur mit schweren Wunden oder gar mit dem Tode ab, und machte stets großes Aufsehen in der Stadt und auf den Dörfern.

Im genannten Jahre nun hatten sich des öfteren große Rudel vor Annaberg gezeigt, das gab Anlaß zu größter Vorsicht. Jäger eilten umher, die reißenden Tiere zu erlegen, keiner ging aus, ohne eine Waffe bei sich zu tragen, und selbst mutige Männer

mieden es, in der Dunkelheit allein auszugehen. Allerlei alte Geschichten von Werwölfen wurden wieder aufgetischt, Historien erzählt von Überfällen dieser Raubtiere auf menschliche Behausungen, und das alles trug dazu bei, die Menschen nur noch ängstlicher zu machen. Da kam der Daniel just recht an mit seiner Geschichte, die er zum besten gab, als sich eine ansehnliche Zahl von Bürgern beim Leutgeb versammelt hatte. Sie alle wußten wohl, daß ein Wolf gefährlich ist, und daß viele Wölfe einen Menschen vernichten können, daher ihr Erstaunen darüber, daß der Daniel mit heiler Haut davon gekommen.

„Ja“, hub der an, und nahm erst nochmals einen tüchtigen Schluck Rosent zu sich, um die Stimme zu ölen, „ja, eine Kälte wars, daß ich schier gemeint hab, ich käm



8spänniger Schneepflug in Steinbach.

Die Schneefälle dieses Winters haben die Schneepflüge sehr oft in Tätigkeit treten lassen, deren angestrebter Tätigkeit es zu danken ist, daß die Hauptstraßen des Bezirkes stets in denkbar kürzester Zeit in einen tadellofen Zustand gebracht werden konnten.

(Photo: Herm. Krause-Steinbach.)

nimmer vorwärts. Aber was will einer schon machen, wenns einmal zur Arbeit ruft.“

„Hast nie noch eilig gehabt dazu“, wagte einer dazwischen zu werfen.

Daniel blickte ihn verächtlich an. „Musste zum Schacht, konnte nichts nit helfen, und wie ich raus komm aus der Stadt, faßt mich mit eins ein Angstgefühl, daß ich es nit beschreiben kann. Halt, sinn ich, das will dir was deuten, knöpf den Wams fester zu, nehm den Scherper zur Hand, stapfe weiter durch den Schnee. Hui, pfiß der Wind mir um die Ohren, unheimlich war das gradzu, wär ich nit ein mutiger Mann schon mein Lebtag gewesen, ich wäre umgekehrt auf der Stell.“

Einige lachten, doch der Daniel ließ sich nicht beirren. „Wie ich in den Wald kommen tu“, fuhr er fort, „vermein ich nit anders, als der Leibhastige wäre da und warte auf mich. Eine solche Finsternis hab ich im Schacht nit erlebt, wie draußen im Wald; die Latern hab ich anzünden müssen, um nur zu sehen, wie's einen Schritt vor mir ausschauen tut.“

Wieder hob er das Glas, im Erinnern noch schien er schlecht sehen zu können, denn er ergriff ganz unabsichtlich das des Nachbarn, und leerte es auf einen Zug. Der konnte nicht anders, als mit einstimmen in das Gelächter der Tafelrunde, und mußte ein neues Glas bestellen. Der Daniel aber, als sei nichts geschehen, gestikulirte weiter umher und log feste darauf los.

„Mit eins vernehm ich ein Schnaufen hinter mir; ich dreh mich um, denk, ich seh nit recht, und zähl ein gutes Duzend Wölfe, die mit aufgesperrem Rachen hinter mir drein geeißt kommen. Jesus, ißt hat dein letztes Stündlein geschlagen, sinn ich noch, dann droh ich schon umzusinken vor Schreck.“

Atemlos lauschten die anderen, das war einmal eine Geschichte, die konnte nur der Daniel Volkmann erzählen. Wenn der nur schnell weiter berichten würde. Aber der war schlau, wußte, daß man seine Hörer in Spannung halten mußte, leerte erst wieder das Glas, diesmal sein richtiges, setzte es geruhsam ab, und blinzelte umher. So wars gut, jetzt waren sie alle in der rechten Stimmung, also weiter.

„Ich denk, läßt dich nit werfen, Daniel, hast Weib und Kind daheim, die müssen verhungern, bald du nit wieder heimkehren tust; mußt einen Schlich ersinnen. Indes waren die Bestien schon ganz dicht ran gekommen an mich. Wart, gehst mir durch den Schädel, euch kenn ich, leicht bin ichs, der nachher lachen tut. Und was mach ich?“

Wieder kam eine Pause, sehr zum Verdruß der Hörer. Nein, das durfte er nicht machen, damit verdarb er alle Freude. Nun saßen sie und waren gespannt, und er tat ganz harmlos, ließ ihre Ungeduld wachsen, und lächelte fein.

„Geh, erzähl weiter“, drängte einer.

Da ließ er sich erweichen. „Ich stell mich an einen Baum, nehm die Latern hoch, und halt meinen Arm ganz steif. Ganz still steh ich so, und zähl neun große, ausgewachsene Wölfe. Die kommen auf mich zu, schnuppern, mustern mich achtsam, und scheinen zu überlegen, ob ich nicht ein Baum sei, denn schier so steif und starr hab ich dagestanden.“

Jetzt war der rechte Moment für ihn gekommen, jetzt war die Erwartung auf den Schluß der Geschichte zuhöchst gestiegen. Und was tat der Daniel? Stand auf und ging hinaus auf den Hof, verdukte Gesichter in der Gaststube zurücklassend. Das war nicht schön von ihm. Nun saßen sie und rästelten und wußten nicht, ob sie für Narren gehalten waren oder nicht. Und der Daniel stand am Fenster und lachte über die langen Gesichter, und ersann sich einen trefflichen Schluß seiner seltsamen Geschichte. Lange ließ er sie zappeln, sehr lange, das war seine Freude.

Endlich trat er wieder ein. Ruhig ging er auf seinen Platz, setzte sich, und tat gar nicht so, als wenn er noch etwas sehr Wichtiges zu sagen hatte. Erst als sie in ihn drangen, tat er so, als besänne er sich plötzlich.

„Richtig, den Schluß noch, is nit gar so schlimm. Die Wölfe beschnuppern mich, schütteln den Kopf und traben davon, haben mich halt für einen Baum gehalten, der in der Winternacht zu leuchten vermag. Aber einer war dabei, der schien schlauer zu sein, als die anderen. Der kam nochmals zurück, und was meint ihr, was der tat? Hub sein eines Hinterbein und — ein ganz nasses Bein hab ich gehabt, wie ich bin weitergegangen, gefroren ist das, und ganz steif geworden ist das Tuch. So ist's gewesen, und nit anders.“

Daniel stand auf, nahm die Kappe und ging hinaus. Die Zeche zu zahlen überließ er gewohnheitsgemäß den anderen; die hatten zuhören dürfen, da konnten sie auch ein paar Glas berappen. Lange saßen die noch beisammen und kamen nicht überein ob der Daniel gelogen oder nicht. Bis zum heutigen Tage ist das noch nicht geklärt, etwas Wahres muß aber schon dran sein, sonst hätte der Chronist die Historie nicht bewahrt bis auf unsere Zeit.

# Hundert Jahre Stadtvertretung in Annaberg.

Die Wahl der ersten Commun-Repräsentanten für die Stadt Annaberg. — Ihre feierliche Einweisung.

Die Julirevolution in Paris im Jahre 1830 brachte alle Völker des Abendlandes in Erregung. Die revolutionären Fieberwellen, die damals über den ganzen Kontinent gingen, schlugen auch in die Länder des späteren Deutschen Reiches und kamen demzufolge auch nach Sachsen. In den Großstädten und auf dem Lande begannen im Herbst Unruhen, die sogar zu Plünderungen führten und das Einschreiten des Militärs erforderlich machten.

Was sich auf diese Weise äußerte, war der Wille des Volkes, das Verlangen nach einer Verfassung und anderem mehr, das dem Geist der Zeit entsprach. Hatten sich die Fürsten bis dahin den Wünschen ihrer Untertanen verschlossen, so mußten sie jetzt den Ernst der Stunde erkennen und dem Volke ein empfängliches Ohr leihen. Man bediente sich seinerzeit verschiedener Deputationen, die nach Dresden abgefangt und dort mehr oder minder gnädig empfangen wurden. Als Führer einer solchen Abordnung, die gleichzeitig dem neuernannten Prinzen-Mitregenten Friedrich August, nachmaligem König Friedrich August II., huldigen sollte, trat auch der sächsische Turnvater und Freund Friedrich Ludwig Jahns, Bürgermeister Heubner-Plauen, ein freimütiger, wegen seines offenen, biederen Sinnes bekannter Mann, vor den Thron und legte dort klar und unzweideutig dar, welche Reformen das Morgenrot der anbrechenden Neuzeit erforderte. Seine geistvolle Rede finden wir im „Annaberg'schen Wochenblatt“ vom 28. Januar 1831. Darnach faßte er seine Ansprache im Anschlusse an eine kurze Huldigung in der

Bitte „vm Licht, um zeitgemäße Verfassungen und um Beförderung eines zufriedenen Lebensgenusses auch für die Geringsten im Volke“

zusammen. Was uns heute an der Auslegung dieser Disposition interessirt, ist das Ersuchen um Gewährung einer „Verfügung, daß die Bürgerchaften in den Städten durch selbst gewählte Commun-Repräsentanten vertreten werden und daß wegen Theilnahme der Bürgerchaft an der Wahl von Rathsmittgliedern Verhandlungen mit Commun-Repräsentanten Statt finden sollen“.

Diese Bitte, die die Abschaffung der alten Stadtverfassungen und die Einführung einer allgemeinen Städteordnung bezweckte, nach der den wenigen bevorzugten Patrizierfamilien die Herrschaft im Stadregiment genommen und in die Hand eines von der Bürgerchaft gewählten Kollegiums gelegt werden sollte, fand unter den obwaltenden Verhältnissen Gewährung, und zwar insofern, als am 15. Dezember 1830 ein „allerhöchstes Mandat zur Wahl provisorischer Commun-Repräsentanten“ erlassen und in Annaberg durch den „Wahl-Commissarius“ Amtshauptmann Freiherrn von Biedermann-Niedersorchem am 11. März 1831 im „Annaberg'schen Wochenblatt“ bekannt gemacht wurde. Demzufolge sollte die Wahl am

18. März 1831

stattfinden. Nach dem Wortlaut der Bekanntmachung hatte sich jeder stimmfähige Bürger „am besagten Tage in der Commissionsstube auf dem Rathause einzufinden und seine Stimme abzugeben“. Weiter wurde die zum ersten Male an die Wahlurne tretende Bürgerchaft wie folgt belehrt:

„In Beziehung auf dieses Geschäft wird der Bürgerchaft Folgendes zur Berücksichtigung bemerklich gemacht:

1) Bis zur Einführung einer allgemeinen Städteordnung (Die Einführung der Allgemeinen Städteordnung für das Kö-

# Wer kennt seine Heimat genau?

Erläuterung zu Bild Nr. 111. (Nachahmung verboten.)

**Wo war das?** Buchholz von Norden (vom Waldschlößchenpark aus) gesehen, mit Adlers Fabrik und der Bach-Villa im Vordergrund.

**Wann war das?** Vor 56 Jahren, 1875.

Der aufmerksame Leser wird gleich herausgefunden haben, daß es sich bei diesem Bilde um eine alte Ansicht von Buchholz handelt. Ungewohnt nur ist der Anblick der St. Katharinenkirche mit dem kleinen Türmchen. Dies mag manchen davon abgehalten haben, ohne weiteres Buchholz anzunehmen, zumal auch nichts von einem Waldschlößchenteich zu sehen ist.

An diesen für das neuere Buchholz charakteristischen Teich dachte aber zur Zeit unseres Bildes (1875) noch niemand. Da grünt in diesem Talgrund die Wiesen und gaben fruchtbare Weide, durchteilt von den Fluten des Schmaßflusses. Erst im Jahre 1894 war der stille Wiesengrund zum Waldschlößchenteich mit bis zu 30 m hoch springender Fontäne umgewandelt worden.



Buchholz im Jahre 1875.

Die 1841 erbaute und das Tal in weiten, hohen Bogen überspannende Brücke, die den Hauptzugang zu der an der westlichen Talwand sich aufbauenden Stadt von Norden her bildet, war ehemals noch sehr beengt. Bei dem zunehmenden Verkehr wurde sie im Jahre 1898 nach Süden zu verbreitert und mit einem Eisengeländer sowie einem breiten Granitplatten-Bürgersteig versehen.

Mitten im Vordergrund am rechten Brückenende ist der Komplex des Adler'schen Fabrikgebäudes an der Mühlstraße (47 B/A) sowie des anschließenden Wohnhauses am Ausgang der Karlsbader Straße (47/A); damals im Besitz von Kommerzienrat Georg Adler (heute Arndt Adler). Zur Zeit unseres Bildes steht von dem gegenwärtig dreiteiligen großen Fabrikbau nur der rechte Flügel, die Stammfabrik. Um 1890 herum wurde alsdann das Gebäude um das Doppelte vergrößert, wodurch das Mittelstück (Mühlstraße Nr. 4) entstand. Endlich wurde dann nach 1906 noch der linke Flügel (Mühlstraße Nr. 6) angebaut. Ganz links auf unserem Bilde Nr. 111 hinter der Annaberger Seite der Brücke bemerken wir ein kleines Häuschen, ehemals der Kohlenhändlerin Auguste Otto gehörend und scherzhaft „Ott-Villa“ benannt (auch als Schmiedel-Schmiede bekannt), worüber wir das Fragebild Nr. 68 in dem „J. E. S.“ vom 6. März 1927 brachten. Das uralte Häuschen fiel dem Adler'schen Fabrikweiterungsbau zum Opfer; das Grundstück ist heute Fabrikhof. In der Mitte hinter der Brücke erblicken wir das ebenfalls jetzt Adler gehörige, ehemalige Tuchschere-Haus, bekannt durch den darin wohnhaft gewesenen Arzt Dr. Alexander Alexander (Vorname gleich dem Familiennamen), Mühlstraße 3 (36/A). Rechts sehen wir hinter dem ersten Haus der Waldschlößchenstr. die Bach'sche Villa herausragen, wie man das alte Patrizierhaus benannte, Karlsbader Straße Nr. 2 (316/A); jetzt im Besitze von Zwirnereibesitzer G. Nier. Noch in den 90er Jahren bewohnte das mächtige Gebäude, das heute 8 Mietparteien in den verschiedenen Stockwerken beherbergt, der Kaufmann und Stadtrat Paul Otto Bach allein. Es waren nur Wohnungen abgeteilt für die Familien des Hausmanns Wolf, Aufschers Görner und für die Wirtshafterin, die Alberti hieß. Paul Otto Bach war ein Urenkel des berühmten Buchholzer Großkaufmanns Gottlob Friedrich Bach, der im Jahre 1759 die weltbekannt gewesene Bach'sche Spitzen- und Posamentenhandlung begründete. Dem Gründer folgte 1801 sein Sohn Karl Gottlob Bach, der die Firma in „G. F. Bach sel. Sohn“ abänderte. Seine Söhne hießen Ferdinand Wilhelm und Eduard Julius Bach, des letzteren Sohn war der eingangs erwähnte Paul Otto Bach. — Alles überragt die St. Katharinenkirche, deren Gestalt uns auf unserem Bilde besonders eigenartig anmutet. Sie wurde von 1875 bis 1877 vollständig umgebaut. Das Rathaus am Markt sehen wir in der alttümlichen Bauart von 1841; sein Umbau erfolgte 1900/1901, mit dem Bau des Postamtes, dessen Telephonturm die Stadt Buchholz zu einer dreitürmigen dann machte.



„Ott-Villa“ oder „Schmiedel-Schmiede“.



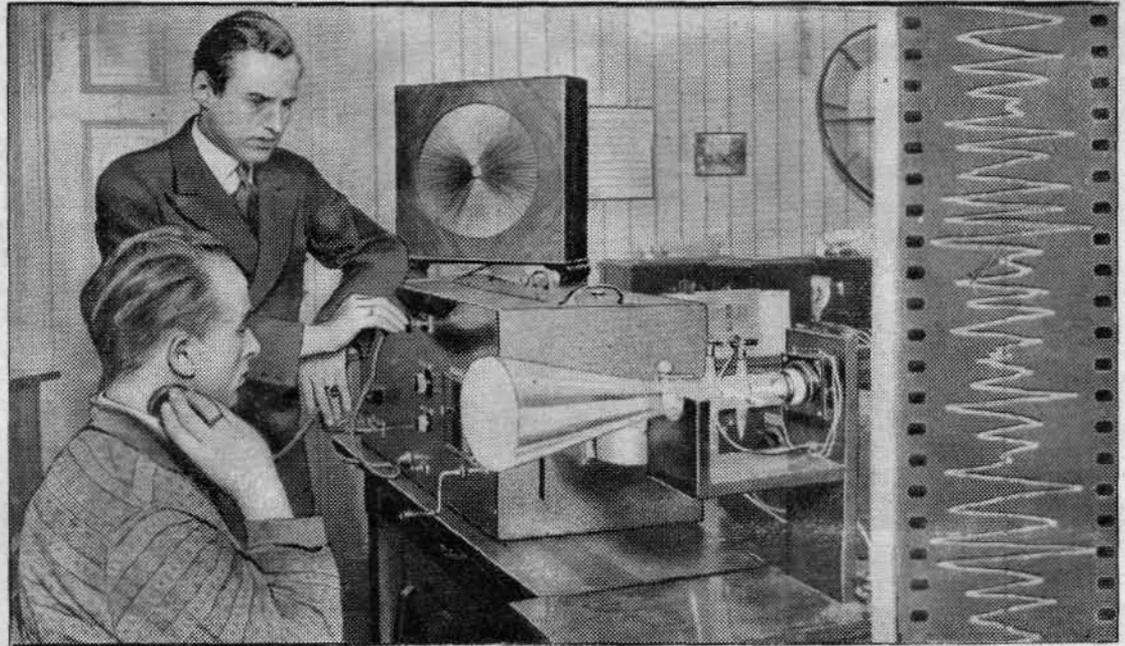
Wo war das? — Bild Nr. 112. — Wann war das?

So sind also auch mit unserem Bilde Nr. 111 vielerlei ortsgeschichtliche Erinnerungen verknüpft, von denen mancher nichts weiß. — Zu erwähnen wäre noch, daß im Hintergrunde links der Bärenstein aufragt, von Naturfreunden der „Rigi“ des Obererzgebirges geheißt.

# Aktueller Zeitbilder-Dienst.

## Die schreibende Lunge.

Der junge Berliner Physiker Manfred v. Ardenne hat gemeinsam mit dem Arzt Dr. Werner einen Apparat konstruiert, der ein bedeutungsvolles Hilfsmittel bei der ärztlichen Diagnose zu werden verspricht. Der Apparat verstärkt die Atemungsgeräusche des Menschen so, daß sie mittels des Mikrophons in Stromschwankungen umgesetzt werden können. Ein Kathodenstrahl im magnetischen Feld wird durch den Strom abwechselnd abgelenkt und zeichnet eine Kurve auf einen Film. Man kann so alle Veränderungen im Krankheitsverlauf mit Sicherheit feststellen. (Bild links.)



Manfred v. Ardenne (stehend) mit dem neuen Apparat. Rechts das Film-Diagramm.



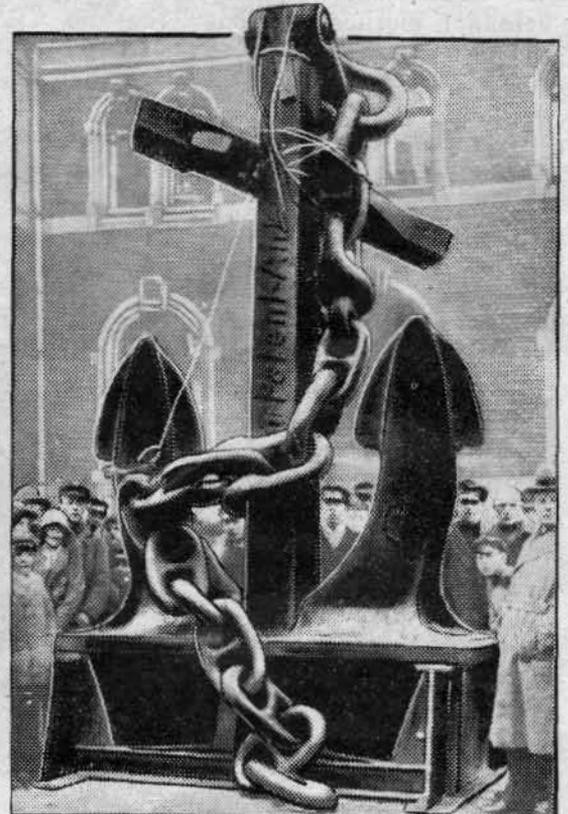
## Zur Russlandreise deutscher Schwerindustrieller.

Der russische oberste Volkswirtschaftsrat hat, wie gemeldet, prominente Vertreter der deutschen Schwerindustrie zu einer Studienreise nach Rußland eingeladen, um ihnen Gelegenheit zu geben, den Stand der Aufbauarbeiten zu besichtigen. Oben: Conrad v. Borfig und Generaldirektor Koettgen. Unten: Generaldirektor Poensgen und Geh. Rat Peter Klöckner.



## Der Maler Leo v. König 60 Jahre alt.

Leo Freiherr von König (Bild rechts), der hervorragende Bildnismaler und Gruppenporträtist, feierte am 28. Februar seinen 60. Geburtstag. v. König erhielt seine Ausbildung in Berlin und Paris.



## 1000 Dollar-Preis für einen deutschen Dichter.

Manfred Hausmann,

der junge Worpssweder Erzähler, erhielt für sein Buch „Kleine Liebe zu Amerika“ den von dem amerikanischen Industriellen Ralph Beaver Straßburger gestifteten Jahrespreis von 1000 Dollar für deutsche Literatur, die Amerika zum Gegenstand hat.

## Ein riesiger Anker,

der 300 Zentner wiegt, wurde am Hauptbahnhof von Kiel aufgestellt, das Wahrzeichen der Nordischen Hafens-, Verkehrs- und Schifffahrtsausstellung, die im Mai eröffnet wird. (Bild rechts.)

nigreich Sachsen erfolgte erst am 2. Februar 1832.) werden die jetzt zu erwählenden Repräsentanten großen Einfluß auf die kommunikalen Angelegenheiten haben, die Bürgerchaft vertreten und in allen Fällen, wo jetzt diese zu befragen gewesen ist, für dieselbe handeln; es ist daher wichtig, daß die Wahl nur auf Männer von geprüfter Rechtflichkeit, Einsicht und Kenntniß falle.

2) Nur die Stimmen derjenigen, welche persönlich vor mir erscheinen, sind gültig. Beauftragungen und spätere Abstimmungen werden nicht angenommen, Kranken aber wird auf Ersuchen und ärztliche Bescheinigung der Behinderung ihre Stimme in deren Wohnung abgenommen werden.

3) Jeder Stimmende hat 18 Männer zu benennen, die er für geeignet hält, Repräsentanten zu werden; es müssen aber durchaus solche seyn, welche in der gedruckten, in jedem Hause zur Einsicht bereit liegenden Wahlliste als wählbar aufgeführt sind.

4) Es kann zwar schriftlich und mündlich gestimmt werden; indes wünsche ich sehr, daß jeder, der schreiben kann, mittels Stimmzettels abstimme, weil durch mündliches Abstimmen die Dauer des Geschäftes sehr verlängert werden würde.

5) Da, wenn die Wahl mangelhaft ausfallen sollte, nach § 40 des allerhöchsten Mandats eine Zusammenberufung der Bürger zu einer nachträglichen Wahl erfolgen muß, auch gleich nach Beendigung der Stimmzählung die Zusammenberufung der Gewählten erfolgen soll, so ersuche ich die Bürgerchaft, sich, so weit es thunlichst ist, vor Beendigung des ganzen Geschäftes nicht aus der Stadt zu entfernen."

Da die Wahl erst am 9. April zustande kam, ist anzunehmen, daß der unter 5) angeführte Fall der mangelhaften Wahl eingetreten war. (Schluß folgt.)

## Das Glück der Familie Noth Roman aus den 80er Jahren

3 Roman von Ilse-Dore Tanner. Copyright 1929 by Karl Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf. Nachdruck verboten

Als sich die Familie um den alten, runden Eßtisch gesetzt hatte, auf dem schon die Schüsseln mit Sauerkraut, Erbsbrei und die vom Onkel Johannes Brüter aus der mecklenburgischen Heimat der Mutter geschickte Bratwurst standen, begann Martin mit vor Vergnügen funkelnden Augen:

„Hans-Tobias hat heute den Popanz wieder 'mal bis zur Weißglut geärgert. Es war einfach blendend. Wir sind fast gestorben vor Vergnügen.“

Er sah die warnenden Blicke gar nicht, die die Mutter und Sabine ihm zuwarfen, auf Rifas neugieriges:

„Was hat er denn gemacht?“ berichtete er:

„Popanz hatte 'mal wieder sein Lieblingsthema angeschlagen: der Löhner ist der beste Freund des Schölers —“ Martin ahmte die Sprechweise Professor Schnellers genau nach — „da machte Hans Tobias ein niederträchtiges Gesicht und murmelte hörbar: „Er merkt nur nichts davon“ — „Was haben Sie da wieder für eine ohngehörige Bemerkung gemacht, Noth!“ fuhr Popanz auf. „Er merkt nichts davon? Non — wenn er nichts davon merkt, dann ist er eben dumm, dann ist er begrifflos.“ Sie mögen vielleicht nichts davon merken, aber andere wissen es.“ Er ereiferte sich furchtbar und war ganz puterrot vor Wut und man merkte ihm während der ganzen Stunde seine Aufregung an.

Zum Schluß kam Schneider ans Uebersehen und verhaspelte sich ein paar mal, er machte es sonst gar nicht so schlecht, aber er kann doch nun 'mal nicht ordentlich reden. Da riß also Popanz' dünnes Geduldssädchen, und er brüllte ihn derartig an und machte ihn so herunter, als ob er wer weiß was verbrochen hätte. Natürlich war Schneider gekränkt und sagte in beleidigtem Ton: „Ich habe mich präpariert, Herr Professor, ich habe mich doch auch nur in der Sackonstruktion geirrt. Und Hans-Tobias murmelte hörbar: „Der Löhner ist der Freund des Schölers.“ Popanz wurde weiß vor Wut, aber in dem Augenblick läutete es, und so ging er nur mit einem vernichtendem Blick auf Hans-Tobias hinaus.“

Karl Noth hatte mit einem verbissenen, verärgerten Gesicht zugehört, jetzt legte er die Gabel aus der Hand.

„Es ist unerhört, einfach unerhört. So was nimmst du dir deinem Ordinarius gegenüber heraus und noch dazu dicht vor dem Abitur!“ fuhr er seinen ältesten Sohn an. „Denkst du denn gar nicht daran, was du bist und was er ist? Ich habe es ja immer gesagt, es war total falsch, daß ich euch überhaupt aufs Gymnasium gehen ließ, dadurch habt ihr allesamt den Größenwahn bekommen. Ein Unsinn war's und noch dazu ein ganz überflüssiger. Da habe ich mich in meiner Gutmütigkeit bloß 'mal wieder von Onkel Tobias und Tante Ulrike breitschlagen lassen.“

„Herrgott, Vater — du nimmst die Sache viel zu wichtig“, saate Hans-Tobias ruhig. „Popanz — Professor Schneller, ist so 'was schon gewöhnt!“

Der Vater schlug wütend mit der Hand auf den Tisch. „Popanz — schon, daß du dir erlaubst, deinen Lehrer —“

„Den Namen hat er schon ein Vierteljahrhundert, an dem bin ich unschuldig“, warf sein Sohn ein.

„Aber, daß du ihn gebrauchst, ist eine Ungehörigkeit, eine Unverschämtheit! Gerade daß meine Söhne sich so — so unbotmäßig benehmen und aufspielen, ist mir im höchsten Grade unangenehm, so 'was spricht sich herum, es kann mir geradezu in meinem Beruf schaden.“

Hans-Tobias saß mit einem verbissenen Gesicht da. Wie oft hatte er schon „das kann mir schaden“ vom Vater gehört, und es hatte ihn jedesmal erbittert, daß der Vater in seiner kleinen, subalternen Stellung so demütig und unterwürdig war. Herrgott, er tat seine Pflicht, war peinlich korrekt, übermäßig dienstbeflissen, das andere ging doch niemand etwas an.

„Du wirst Doktor Schneller um Verzeihung bitten“, schrie der Vater ihn an.

„Nein“, sagte er kalt. Martin, dem es schon bitter leid tat, durch seine Unvorsichtigkeit diese Szene heraufbeschworen zu haben, meinte schnell:

„Aber, Vater, das ist total unmöglich, das würde ja die ganze Sache erst aufbauschen, und Frau Anna legte die Hand auf ihres Mannes Arm.“

„Aber, Mann, laß doch die Jungens ihre Schulgeschichten allein durchfechten, du bist doch nicht auf dem Gymnasium gewesen und weißt nicht, wie's da ist —“

„Natürlich, du mußt den Bengel wieder verteidigen! Das kommt davon, wenn man den Kindern eine bessere Bildung gibt, als man selbst hat, dann ist man nachher der Dumme und versteht nichts —“ Brummend stand er auf, um sich für eine halbe Stunde Mittagsruhe — um 3 Uhr mußte er wieder im Amt sein — in das kleine, einfenstrige Nebenzimmer zu begeben, in das einzige Wohnzimmer außer dem Eßzimmer, das die Familie besaß. In diesem wurde noch zur Nacht Rifas Bett auf dem Sofa zurechtgemacht, da das winzige Zimmerchen, das Sabine bewohnte, zu eng für zwei Betten war.

„Was mußt du auch immer diese Schulgeschichten erzählen, für die Vater doch kein Verständnis hat“, wandte sich Sabine vorwurfsvoll an Martin, als sich die Tür hinter dem Vater geschlossen hatte.

„Herrgott, es ist auch gräßlich, wenn man immer jedes Wort auf die Waagschale legen muß, wenn man zu Hause unter sich ist! Na — ich will froh sein, wenn ich erst heraus bin“, sagte er ärgerlich.

Ein Schatten ging über der Mutter Gesicht. „Aber, Martin, du kannst dich doch sonst wahrhaftig nicht beklagen — und Vater ist doch auch nicht immer so.“

Der große Junge sagte die Mutter um und gab ihr einen Kuß: „Na, laß gut sein, Mütterchen — wirklich harmlos vergnügt oder 'mal ein bißchen übermütig kann man doch vor Vater nicht sein —“

„Er macht sich halt immer so viel Sorgen und schwere Gedanken“, sagte sie traurig.

Hans-Tobias war aufgestanden und reckte die schlanke Gestalt. Er war ein auffallend hübscher Mensch mit den scharfen Zügen der Noths und dem blonden Haar und den klaren, blauen Augen der Mutter: „Ganz unrecht hat Vater ja auch nicht — natürlich schadet es mir beim Abitur. Popanz haßt mich. Aber ich kann eben nicht den Mund halten, wenn er so 'was blödsinniges sagt — es ist mir unmöglich.“

„Du solltest lieber so schlau sein wie ich, ich veräpple ihn doch, ohne daß er 'was merkt. Lache schallend über jeden vermeintlichen Witz, den er macht, und bin die Dienstfertigkeit selber. Mich liebt er abgöttisch“, warf Martin ein.

„Na, na, mein Sohn, so schlimm ist es auch nicht.“ Hans-Tobias mußte wider Willen lachen. „Popanz ist falsch. Der Einzige, den er wirklich liebt, ist Schmidtborn, und das auch nur, weil er mit dem Alten jeden Abend Stat drischt und der

ihn alle Augenblicke zu einer Flasche Wein einlädt. Es soll geradezu schmachvoll sein, wie der Alte ihm den Hof macht. Bernhardi hat es uns erzählt, dessen Vater sitzt auch oft in den „Drei Raben“. Na, der Schmidtborn ist ja auch so'n faules Luder, ohne Popanz' Fürsprache hätte er's nie bis zur Oberprima gebracht. Aber der hat in all den Jahren noch nicht gemerkt, daß Schmidtborn stinkend faul ist, er glaubt, dem armen Jungen siele das Lernen so schwer, und das ist gar nicht wahr. Und für 'nen Tugendpinzel hält er ihn auch, und dabei ist er mit allen Wassern gewaschen.“

„Ein gräßlicher Bengel ist's. Ich mag ihn am wenigsten von allen in der Klasse. Eingebildet auf seines Vaters Geld und daß sie hier die erste Geige spielen, 'ne eigene Meinung hat er überhaupt nicht —“

„Na, ja — kein Wunder, bei Schmidtborns hat doch die Mutter allein 'ne Meinung, Mann und Kinder dürfen nur das meinen, was sie will, das ist doch stadtbekannt,“ warf Sabine spöttisch ein.

„Er ist aber ein hübscher Junge,“ meinte die Mutter, „und auch die Lena ist hübsch.“

„Puppengesichter! Mein Geschmack wären sie beide nicht!“ sagte Hans-Tobias hochmütig.

„Ich begreife Dr. Berger nicht.“

„Wieso?“ Sabine blinnte scharf auf, und eine feine Röte war in ihr Gesicht gestiegen.

„Nun, er pouffiert doch die Lena Schmidtborn — wenigstens behauptet das Bernhardi —“

„Unsinn,“ sagte Sabine heftig und doch wie erschrocken.

„Wahrscheinlich macht sie ihm den Hof — das sähe ihr ähnlich.“

„Uebrigens, Rika,“ Hans-Tobias sah seine jüngste Schwester, die sich sonst gegen ihre Gewohnheit völlig schweigsam bei der Unterhaltung verhalten hatte, scharf an, „daß du nicht etwa mit Paul Schmidtborn eine Pousjade anfängst! Gestern nach der Schule hat er dir aufgelauret — ich weiß es.“

„Ach — Grete Massow war doch dabei,“ sagte Rika sehr verlegen.

„Ganz egal — um die Vogelscheuche hat er's nicht getan. Ich kenne meine Pappenheimer. Wenn er sich Frechheiten gegen dich erlaubt, kriegt er ein paar hinter seine Löffel von mir, daß er nicht weiß, wie alt er ist. Aber vor allen Dingen mußt du ihn abfallen lassen — wir Noths haben nichts mit diesen Schmidtborns zu schaffen.“

„Herrgott — warum denn bloß nicht? Immer habt ihr 'was gegen sie. Sie sind doch nun 'mal mit die Ersten hier —“

Die Augen der Geschwister und auch die der Mutter richteten sich ganz entgeistert auf die Jüngste.

Rika war die Schönheit der Familie. Kaum mittelgroß und von zierlicher Bauart des Körpers, hatte sie das feingeschnittene Gesicht der Noths mit den großen, wunderschönen, mandelförmigen, dunklen Augen der italienischen Ahnfrau. Dazu aber das reiche, blonde, goldglänzende Haar der Mutter.

„Aber Rika,“ — — könnte es fast einstimmig — ungläubig.

„Nun ja — was ist denn los? Ich weiß es nun doch mal nicht.“

„Du weißt nicht, daß zwischen den Schmidtborns und Noths schon über 100 Jahre lang Feindschaft ist, weil sie uns belogen und betrogen haben, sich auf unsere Kosten bereichert und schuld daran sind, daß es mit den Noths so bergab gegangen?“ fragte Hans-Tobias scharf. „Hundertmal haben wir davon gesprochen —“

„Ach, dann habe ich nicht hingehört — mir hat es niemand erzählt,“ sagte Rika ärgerlich. „Und überhaupt, was geht uns das an, was vor 100 Jahren passiert ist, da sind doch diese Schmidtborns nicht daran schuld.“

„Es ist zum Verzweifeln, nicht für fünf Pfennig Familiensinn hat das Mädel,“ schrie Hans-Tobias so laut, daß die Mutter mit einem Blick auf das Nebenzimmer, in dem der Vater schlief, ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm legte. Martin hatte nur anklagend die Augen gen Himmel geschlagen und tippte sich bedeutungsvoll mit dem Finger gegen die Stirn.

Rika war aufgestanden. „Wollt ihr es mir nun erzählen oder nicht? Anschreien lasse ich mich nicht,“ sagte sie beleidigt.

„Na ja, nun bist du noch die gekränkte Unschuld — natürlich! Also höre. Vor 100 Jahren waren die Schmidtborns und Noths sehr befreundet, aber unserem Urahn gehörte damals Haus und Apotheke, und unsere Familie ist immer viel angesehener gewesen, als die Schmidtborns. Dieser Urahn Tobias nun war aus irgendeinem Grunde in Geldverlegen-

heit — er schien überhaupt nicht gut gewirtschaftet zu haben, leider — na ja, und da hat er sich von seinem besten Freunde Schmidtborn Geld geliehen. 1000 Thaler, das war für die damalige Zeit sehr viel. Er hat ihm dann die Schuld bezahlt, als seine Frau ihren Vater beerbt hatte. Er ist ganz plötzlich gestorben, und nach seinem Tode hat dieser saubere Schmidtborn das Geld noch einmal von seiner Witwe verlangt, und da keine Quittung aufzufinden war — Schmidtborn aber den Schuldschein hatte, — mußte sie auch bezahlen, trotzdem sie, wie unsere Chronik erzählt, beteuerte und beschwor, daß ihr Gemahl in ihrer Gegenwart die 1000 Taler eingestekt habe, um sie Schmidtborn zu bringen und ihr nachher erzählt habe, daß er sie ihm gegeben. Sie habe auch mit ihren eigenen Augen die Quittung gesehen. Na ja, und das war der Anfang vom Ende. Sie kam durch diese Zahlung in Verlegenheit, daß sie schließlich Haus und Apotheke nicht mehr für ihren unmündigen Sohn halten konnte, sie mußte verkaufen, und dann ging es immer mehr bergab mit den Noths, und diejenigen, die davon Vorteil hatten und später den Nothschen Besitz an sich brachten, waren die Schmidtborns. Natürlich wirkt die ganze Sache auch kein sehr günstiges Licht auf unseren Vorfahren, der unglaublich leichtsinnig und nachlässig gewesen ist, wohl weil er dem Freunde so absolut vertraute, sonst hätte er sich den Schuldschein zurückgeben lassen müssen und die Quittung sorgfältig verwahren, aber der Schmidtborn war gemein. In der Chronik ward angedeutet, er habe seines Freundes Frau geliebt, als sie noch unverheiratet, und die ganze Freundschaft für seinen Nebenbuhler sei nur geheuchelt gewesen. Jedenfalls ist er ein ganz elender Kerl gewesen, und seit jener Zeit hat sich der Haß gegen die Schmidtborns von Generation auf Generation vererbt, und jahrzehntelang haben die Noths immer noch nach der Quittung gesucht, aber sie blieb verschwunden.“

Auf Rika hat die Erzählung ersichtlich nicht besonderen Eindruck gemacht, sie zuckte die Achseln:

„Wer weiß, ob sich des Urahn's Frau nicht geirrt hat und eine Quittung da war. Na, und überhaupt wegen solch einer Sache, die schon so lange zurückliegt, immer noch in Feindschaft zu leben, finde ich lächerlich!“

Die Brüder sahen die 15jährige wütend an. „Na ja, was versteht solch Rücken von Familiensinn und Familienehre,“ sagte Martin verächtlich. „Aber laß deine Ansichten bloß nicht Tante Ulrike oder Onkel Tobias hören, auch Vater dürften sie wenig gefallen.“

„Wenn die Schmidtborns wirklich nette Leute wären, wollte ich ja gar nichts sagen — natürlich könnte eine so alte Sache da allmählich in Vergessenheit geraten“, meinte Sabine begütigend, „aber sie haben sich seit jener Zeit, anstatt ein schlechtes Gewissen zu haben, immer gemein gegen die Noths benommen und ihnen geschadet, wo sie konnten; unsere Chronik ist voll davon. Wenn die Noths nicht mehr in die Höhe kommen konnten, sind sie mit schuld daran. Das ist so gegangen bis in die neueste Zeit — der alte Schmidtborn hat auch so dagegen geredet, daß Tante Ulrike ins Christinenstift aufgenommen werden sollte. Natürlich, wenn wir irgendwo mit ihnen zufällig zusammenkommen, werden wir höflich sein, aber ein näherer Verkehr ist nicht möglich, sie dünken sich ja auch viel mehr als wir.“

„Jedenfalls will ich nicht, daß meine Schwester sich von diesem Paffen, dem Paul, den Hof machen und womöglich in den Mund der Leute bringen läßt,“ sagte Hans-Tobias energisch.

„Ich weiß gar nicht, was du willst“, meinte Rika weinerlich, „ich kann doch nichts dafür, wenn er höflich mit mir spricht, und antworten muß ich ihm doch auch — von Hofmachen ist also gar nicht die Rede.“

„Nun, desto besser — also laß dir's gesagt sein.“

Rika machte ein trotziges Gesicht und verließ das Zimmer, die Mutter folgte ihr.

„Du mußt auf Rika aufpassen,“ wandte sich Hans-Tobias an Sabine, „ein verteuftelt hübscher Balg ist sie ja leider, und die Jungens sind alle wild hinter ihr her, und sie hat so 'was in den Augen — sie hält sie nicht genug in Schach. Wenn sie nicht Angst vor uns hätten, wär's noch schlimmer. Sie darf nicht wie Grete Lettow werden, die bis spät abends mit den Primanern im Stadtwald herumzieht.“

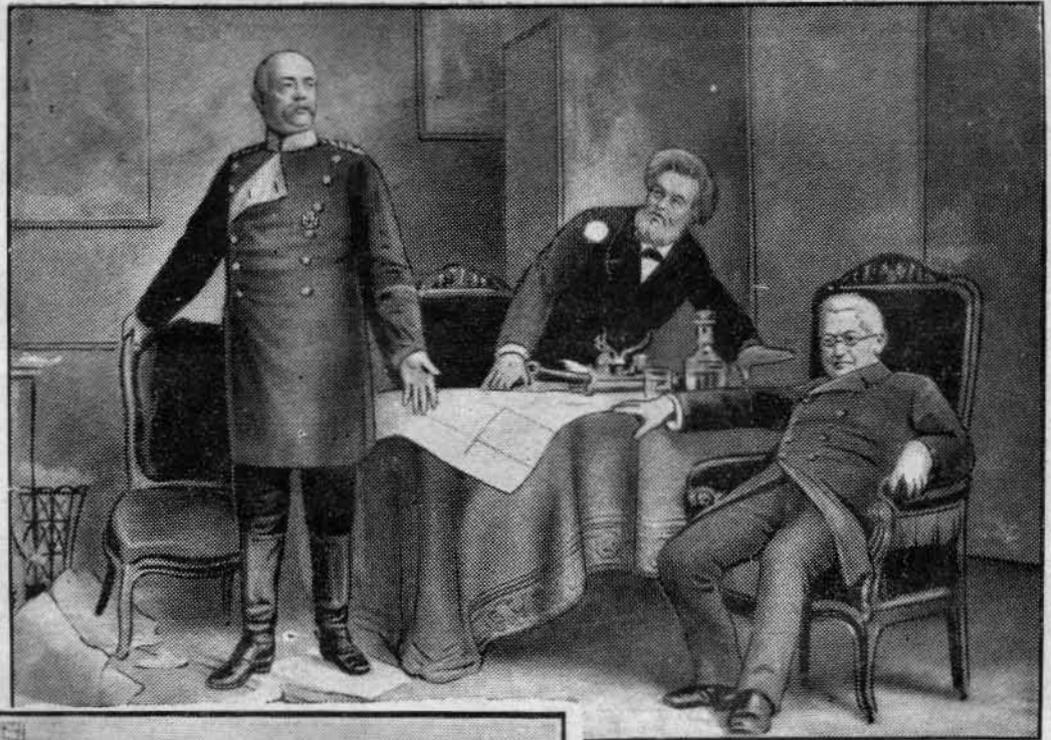
„Tut die das?“ fragte Sabine erschrocken. Dann darf Rika nicht mehr so viel mit ihr verkehren, sie waren in letzter Zeit so intim.“

(Fortsetzung folgt.)

## Vor 60 Jahren.

### Vorrieden mit Frankreich.

Am 26. Februar 1871 wurde in Versailles der Präliminarfrieden zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossen, nach dem Elsaß-Lothringen an Deutschland zurückgegeben werden und 4 Milliarden Mark Kriegsschädigung bezahlt werden sollte. — Unser Bild bringt eine zeitgenössische Darstellung: Bismarck mit den französischen Unterhändlern Favre (Mitte) und Thiers (rechts).

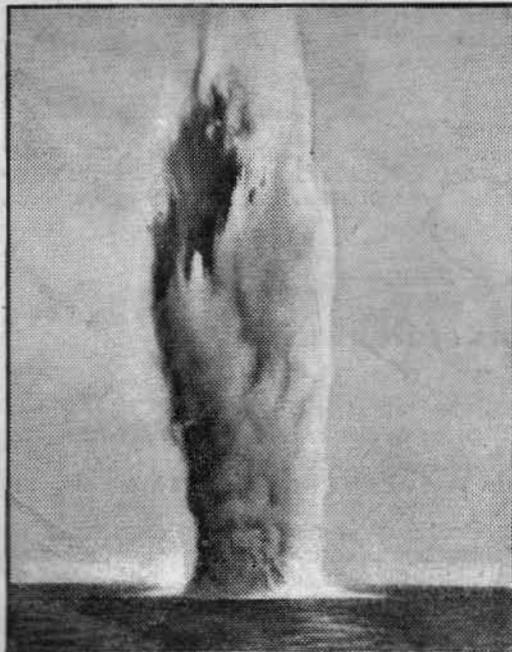


### Einzug in Paris.

Nachdem am 29. Januar 1871 der Außengürtel der Festung Paris gefallen war, erfolgte am 1. März der Einzug der deutschen Truppen in die Innenstadt.

### 12 Jahre nach dem Weltkrieg treiben noch immer Minen in Kanal und Nordsee.

In der letzten Zeit sind wiederholt im Kanal treibende Minen, Ueberbleibsel des Weltkriegs, ge-

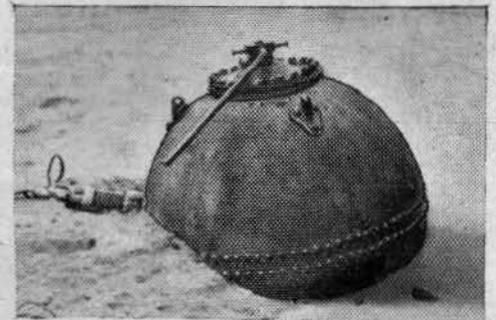


sichtet worden, die für die Schifffahrt äußerst gefährlich sind. Die Minen wurden durch die letzten schweren Stürme von ihren Verankerungen losgerissen, und es muß nun scharf Ausschau gehalten werden, um sie durch Abschießen vernichten zu können.

Links: Explosion einer Mine, die durch Abschießen vernichtet wurde.

Rechts oben: Minen, die an der Nordseeküste angetrieben wurden.

Unten eine deutsche Bleikappemine, die von Muscheln völlig überwachsen ist.



# Bilder aus dem Obererzgebirge.

## Zum Pfarrerwechsel in Drebach.



Pfarrer Milfcherling.

Am 15. Januar 1931 schied

**Pfarrer W. Mitscherling**

von Drebach, wo er seit dem 12. Dezember 1926, wie er uns schreibt „mit großer Freude und Betriedigung“ gewirkt hat, um dem an ihn ergangenen Ruf der Pfarrgemeinde St. Nicolai in Freiberg zu folgen, wo er am 25. Januar in sein neues Amt eingewiesen wurde. Die Kirchengemeinde Drebach hat das Scheiden des allgemein beliebten Geistlichen aufrichtig bedauert und gedenkt seiner mit großer Treue und Anhänglichkeit.

Antang April wird ein Enkel des in Drebach von 1883 bis 1901 im Amte gewesenen Pfarrers Emil Richard Küttler die Seelsorge der Gemeinde übernehmen.

**Pfarrer Karl Paul Küttler**

wurde am 14. Januar 1895 zu Annaberg i. Erzgeb. als Sohn des 1925 verstorbenen Kaufmanns Eduard Max Küttler und seiner Ehefrau Christiane Marie geb. Schulz geboren. Er besuchte die 1. Bürgerschule sowie das Realgymnasium seiner Vaterstadt und studierte auf der Universität zu Leipzig. Nach dem Weltkriege, an dem Karl Küttler teilnahm und hierbei verwundet wurde, vollendete er sein Studium und absolvierte die Predigerschule zu Bethel.



Pfarrer Küttler.

Hierauf war er Hilfsgeistlicher in Rabenstein bei Chemnitz und wurde Anfang 1924 als Pfarrer nach Schwarzbach bei Rochlitz gewählt. Nur ungern sieht ihn von dort seine Gemeinde scheiden, nachdem er von der Kirchengemeinde Drebach (mit Griebach-Wiltzhau, Venusberg und Ortsteil Wiltzh) als neuer Ortsgeistlicher erkoren worden ist.

## Auszeichnung für 50jährige Treue. 50 Jahre Feuerwehrmann.



**Albin Schreiter-Frohnau**, Steindruckerei-Hilfsarbeiter bei der Fa. Julius Wagner-Annaberg, erhielt anlässlich seines 50jährigen Arbeitsjubiläums ein Glückwunschschreiben des Reichspräsidenten v. Hindenburg. Möge sich der Jubilar dieser hohen Auszeichnung und der weiteren ihm gewordenen Ehren noch recht viele Jahre erfreuen.

Auch dem deutschen Liede brachte er stärkstes Interesse entgegen. Er ist Mitbegründer des seit 1875 bestehenden Gesangsvereins Liedertanz, war 30 Jahre Vorsitzender desselben und seit 1922 Ehrenvorsitzender.

Albin Willsch ist in weiten Kreisen als einer der erfolgreichsten Raubzeugtäger bekannt. Da sein Heim dicht an den Waldungen liegt, gelang es ihm, weit über 500 Stück Raubvieh zu fangen, darunter allein 64 Fische. Sein Hauptabnehmer für Pelze ist die Firma Grunzel in Annaberg, mit deren Inhabern er Generationen hindurch die besten Beziehungen unterhielt. Als Bienenzüchter

**Albin Willsch-Großrüdgerswalde** wurde, wie im T. A. W. gemeldet, beim 50jährigen Stiftungsfeste der Großrüdgerswalder Wehr ehrenvoll ausgezeichnet. Der im 79. Lebensjahre stehende Gutsauszügler, ein Erzgebirger von altem Schrot und Korn, ist Mitbegründer der Wehr, der er 50 Jahre aktiv angehört. Jetzt Ehrenobersignalist, ist er seit 1882 als Signalist tätig, der bei Bränden, Übungen, Märschen und Bällen tapfer seinen Mann stellte.

gestiftet Albin Willsch einen guten Ruf und ist Ehrenmitglied des Bienenzuchtvereins Zschopautal. Möge der Lebensabend dieses vielseitig verdienstvollen Mannes, der auch seit 1911 der Kirchengemeindevertretung angehört, weiterhin ein gesegneter sein.



## Goldene Hochzeit feierten:

(am 1. Februar 1931)

**Poamentenfabrikant Julius Albin Arnold** und **Frau Anna Sidonie geb. Reuther** in Geyer,

die unserer Zeitung nahezu ein halbes Jahrhundert die Treue gehalten haben. Durch Fabrikant Arnold wurden in Geyer i. Zt. die ersten Maschinen seiner Branche eingeführt, wodurch sein Name und sein Wirken engstens mit der Stadt verbunden bleiben wird. Dem Ehepaar Arnold wünschen wir auch an dieser Stelle einen freud- und friedvollen Lebensabend. Wir hoffen noch viele Jahre durch unsere Zeitung mit ihm verbunden zu bleiben.